

Busch-Porträt aus dem Trödelladen

Mann mit „guter Nase“ fand es

Zwanzig Jahre hat Emil Conrad, Geschäftsführer der Wilhelm-Busch-Gesellschaft, nach dem Buschbildnis gesucht, das er jetzt in Hamburg gefunden hat. Die Busch-Spezialforschung, derer sich die Gesellschaft so eifrig annimmt,



An mancher Kajütentür hing die Photographie des Wilhelm-Busch-Porträts

wußte, daß dieses Porträt existiert, und natürlich interessierte sie sich dafür. Wie für alles aus dem Leben und Werk des Mannes, an dessen Zeichnungen und Versen die Welt sich vergnügt und den die Gesellschaft selbst so unermüdet als den „Weisen aus Wiedensahl“ (Buschs Geburtsort) preist.

Herrn Conrads Freunde sagen ihm nach, daß er eine „gute Nase“ hat, verschollene Busch-Erinnerungen aufzustöbern. Sie erinnern daran, daß er vor Jahren im Ausland 80 Gemälde und Zeichnungen Buschs aufspürte, die seit der Münchner Busch-Gedächtnisausstellung 1909 verschwunden waren. Und daran, daß er vor kurzem 150 Buschbriefe fand, von denen 75 bislang unbekannt waren.

Emil Conrad hat seine Freunde nicht enttäuscht. Der Zufall war ihm behilflich. Vor fünf Monaten war er auf einer Reise nach Kassel, und als er im Zuge mit einem Bekannten sprach, über Wilhelm Busch natürlich, mischte eine Frau sich ins Gespräch. Vor Jahren, sagte sie, habe sie bei einem Bekannten in Hamburg ein Bildnis Buschs gesehen. Delfs solle der Maler heißen. Der Mann mit der „guten Nase“ ging der Spur nach und fand das Porträt.

Von Busch gibt es viele Bildnisse, im Profil, en face, gemalt, radiert und gezeichnet, auch Selbstbildnisse. Lenbach, der große Münchner Porträtist des Bismarckschen Deutschlands, malte und radierte Busch siebenmal, aus lebenslänglicher Freundschaft gratis. Sonst nahm

er einen Auftrag nicht unter 30 000 Mark an.

Auch Daelen, der erste Biograph Buschs, malte ihn, künstlerisch nicht eben bemerkenswert. Dann Muncaczy, der ungarische Maler, damals genau so wenig berühmt und so jung wie Busch. Im Alter ließ Busch sich, in Frankfurt bei Familie Keßler zu Besuch, von Prof. Gudden porträtieren. Zu den Bildnissen aus seiner Jugendzeit gehört die Zeichnung, die Bornemann, sein hannoverscher Studien-genosse mit der aus dem Fenster hängenden, ewig qualmenden meterlangen Pfeife, von ihm machte.

In Antwerpen, wo Busch bei den alten Niederländern in die Schule ging, porträtieren ihn Anton Reibisch und Schulz-Briesen. Und Moritz Delfs. Aber davon hatten die Buschfreunde bislang keine Ahnung. Sie wußten, daß es noch ein Bildnis aus Buschs Antwerpener Zeit gab, nicht, daß Delfs der Maler war.

Moritz Delfs gehörte zu Buschs Studiengenossen in Amsterdam. Nach beendigem Studium nahm er das Buschbildnis mit nach Hause, nach Hamburg. Bald danach verließ auch Busch Antwerpen. Er ging nach Wiedensahl. Er und Delfs haben sich nie wiedergesehen. Delfs schrieb Busch noch einmal zum 70. Geburtstag 1902. Er erinnerte ihn an Antwerpen und das Bild. Aber er bekam keine Antwort.

Inzwischen hatte das Bildnis einiges erlebt. Ein weltbefahrener Steuermann, ein Verehrer Wilhelm Buschs, hatte sich von Delfs die Zeichnung erbeten. Er nahm sie auf seine Fahrten mit.

Einmal, in Valparaiso, ging das Bild dem Steuermann verloren. Nur durch einen Zufall fand er es wieder, in einem Trödel-laden in New Orleans. Die Nachkommen des längst toten Malers — auch der Steuermann lebt lange nicht mehr — wissen nicht mehr über diese Geschichte, die man ihnen vor so vielen Jahren erzählte.

Nach seiner Heimkehr gab der Steuermann die Zeichnung Delfs zurück, um sie vor ähnlichen Abenteuern zu bewahren. Der Maler ließ sie fotografieren und schenkte einen Abzug dem Steuermann. Die Photographie ist mit dem Seemann auf viele weite Reisen gegangen. Sie war auf manchem Schiff an die Kajütentür geheftet.

Bei den Nachkommen des Malers Delfs hat Emil Conrad das Original der Zeichnung gefunden und es von ihnen erworben. Das Bild ist auf Karton (19×23 cm) gezeichnet und selbst 11×12 cm groß. Darunter steht in festen Schriftzügen, von Busch selbst geschrieben: „Wilhelm Busch aus Wiedensahl in Hannover“.

Er ist auf dem Bildnis mit langem Haar, Bart, Künstlerschlips und Samtjacket dargestellt — wie Malerjünglinge sich derzeit trugen. Busch sieht auf dem Bilde älter aus als 20.

Delfs hat den Kopf in der Technik seiner Zeit gezeichnet, sauber und feingestrichelt. Die Buschfreunde von heute meinen in den Augen schon schopenhauersche Melancholie und leichten Spott, um den Mund schon die künftige Skepsis zu entdecken.

Das Porträt hat seinen neuen, endgültigen Platz in Mechtshausen, dem Sitz der Wilhelm-Busch-Gesellschaft, in Buschs Sterbehause gefunden. Das Haus soll zum Wilhelm-Busch-Museum ausgebaut werden. (Das frühere in Hannover ist nur noch ein Trümmerhaufen.) Auch das Photo der Zeichnung, das den Steuermann auf so vielen Reisen über die sieben Weltmeere begleitet hat, wird in Mechtshausen vor Anker gehen.

Mäzenin in der Kaffeestube

Mutter Ey gab Kredit

In Düsseldorf gab es eine bemerkenswerte Geburtstagsfeier. Das 83jährige Geburtstagskind ist Frau Johanna Ey. „Mutter Ey“ nennen ihre Künstlerfreunde und die Kunstfreunde sie, und Mutter Ey hat einmal in sehr enger Verbindung zu der Kunst und den Künstlern der Malerstadt Düsseldorf gestanden. Sie war auf ihre Manier eine Mäzenin, und wahrscheinlich heißt es nicht zu Unrecht von ihr, daß sie die meistgemalte Frau in Deutschland ist.

Das hat seine besonderen Zusammenhänge. In den zwanziger Jahren kamen die „verrückten“ jungen Maler Max Beckmann, Gert A. Wollheim, Otto Dix und wie sie alle heißen, in die kleine Kaffeestube von Frau Johanna Ey. Sie hatten dort Kredit, sie konnten ihren Verzehr ankrediten lassen.

Mutter Ey hat damals schon an die wagemutigen Maler geglaubt. Sie ist oft von ihnen gemalt worden und hat die Bilder abstrakter Kunst in ihrem Lokal ausgestellt.

Ihre frühe Zuversicht zu ihren Malern wurde nicht enttäuscht: die Bilder wurden beachtet und gekauft. Es erwies sich als notwendig, einen größeren Ladenraum zu mieten. Ein Lokal mit sechs Schaufenstern am Hindenburgwall brachte Mutter Ey bald mit in- und ausländischen Künstlern und Sachverständigen in Berührung. Sie reiste mit einer Bilderkollektion durch Deutschland.

Beinahe wäre sie auch zur Weltausstellung in Chicago gestartet. Da aber brachen die zwölf Jahre herein, in denen „entartete Kunst“ keine Geltung hatte. Die nationalsozialistische Stadtverwaltung setzte die Künstlermutter auf die Straße, nachdem sie ihr mit gerissenem Räuberinstinkt die zehn besten Gemälde beschlagnahmt hatte. Frau Ey verließ Düsseldorf, nachdem bei einem Großangriff 1943 die letzte Habe verbrannt war.



Auch einer, der bei Mutter Ey Kredit hatte (G. A. Wollheim: Selbstbildnis)

Nach Kriegsende entdeckte der Nordwestdeutsche Rundfunk sie in der Nähe von Hamburg. Die Düsseldorfer besannen sich nicht lange, sie holten ihre alte Mitbürgerin zurück, und jetzt haben sie ihr als Geburtstagsgabe einen monatlichen Ehrensold auf Lebenszeit ausgesetzt. „Die

Stadt tut, was sie kann", sagt Mutter Ey und bläst den Rauch ihrer Zigarette in den schwachgeheizten Raum.

Sie sitzt in rundlicher Fütte da und sieht gar nicht aus wie eine Greisin. Sie blickt noch immer mit beweglichen braunen Augen in die Welt. Sie hat auch nicht die Absicht, die Hände in den Schoß zu legen. Demnächst eröffnet sie in der Altstadt eine permanente Kunstaussstellung mit einer vielversprechenden Künstlerstube. Und außerdem: Das fast vollendete Manuskript ihrer Erinnerungen wird bald in die Druckerei wandern.

MUSIK



Wie ein Wunder kam J. Bitter (hier mit seiner jungen Frau) seines Vaters Musik vor

John Bitter gibt Auskunft

Er mag „enfants terribles“ leiden

John Bitter, der amerikanische Dirigent und Komponist, Musikoffizier der US-Militär-Regierung für Deutschland, ist den Berlinern vom Dirigentenpult her aus einigen Konzerten bekannt. Jetzt lernten sie ihn auch am Vortragspult kennen. Von der Hochschule für Musik und vom Kulturbund zur demokratischen Erneuerung Deutschlands eingeladen, sprach er über seine jüngsten Eindrücke vom internationalen Musikleben.

Bitter — er hat sich übrigens vor 14 Tagen mit Miß Barbara Pinion verheiratet, einer Engländerin, die beim englischen Ankläger der Kriegsverbrecherprozesse in Nürnberg arbeitet — entstammt einer mit der Musik ausgiebig befreundeten Familie. Zu seinen frühesten Jugendeindrücken gehörten die liebhabermäßigen Darbietungen einer Vereinigung von Waldhornisten. Johns Vater, seines Zeichens Bildhauer, hatte diese Vereinigung gegründet.

„Vielleicht war ihre Musik ziemlich primitiv“, sagt John Bitter. „Aber mir kam sie wie ein Wunder vor.“

Die Mutter war Sängerin und hatte in Leipzig studiert. Bitters Schwester spielte Harfe. Er selbst fing mit Geigespielen an. Was ihn nicht abhielt, ein richtiger Junge

mit dem üblichen Jungenallotria zu bleiben. Erst mit 14, 15 Jahren kam ihm zum Bewußtsein, wie unendlich viel ihm die Musik bedeutet.

John Bitter sprach davon, welch starker Eindruck es für ihn war, als er während seiner Armeezeit die 7. Symphonie von Schostakowitsch im Radio hörte. Mit diesem großen Symphoniker hat Rußland Welterfolg, stellte er fest.

Was Amerikas Musikleben betrifft, so gibt es zwar viel Jazz drüben. Aber keineswegs gebe es nur Jazz, sagte Bitter, und auch nicht alles, was Hollywood mache, sei geschmacklos.

Aus John Bitters Darlegungen ergab sich, was alles dem amerikanischen Musikleben die Vielfalt gibt: eine Fülle von Namen, die Schattierungen in den musikalischen Tendenzen, die Durchdringung mit russischen, deutschen, italienischen, französischen, spanischen Elementen. Das hohe Niveau auf musikalisch-technischem Gebiet, vor allem bei den Orchestern, kommt hinzu.

Drei einflußreiche Dirigenten haben das meiste zur Hebung des USA-Musiklebens getan: der Italiener Toscanini, Stokowski, ein Engländer polnischer Abstammung, und der Russo-Amerikaner Kusewitzky, der das Bostoner Orchester schuf. Ueberdies hat Kusewitzky mit seinem Musiktreffen in Massachusetts eine Art amerikanisches Bayreuth geschaffen.

In England fiel Bitter der Reichtum an Chören auf. Hier haben Sir Henry Wood (gest. 1944) durch seine später oft nachgeahmten „Konzerte zum Spaziergehen“ und die Pianistin Myra Heß viel für die musikalische Erziehung des Publikums getan. Myra Heß führte während des ganzen Krieges ihre wohlfeilen Darbietungen in der National-Galerie durch, allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Musikalisch nicht so regsam erscheint Bitter Frankreich, trotz bedeutender Musikersköpfe. Man hängt mehr am Alten, die Entwicklung zu Neuem wird länger dauern.

Dann kam John Bitter auf das musikalische Deutschland zu sprechen. Er erzählte, wie das erste, was ihm im zerbombten Berlin in den ersten Tagen der Besetzung in die Augen fiel, ein Plakat mit der Ankündigung eines Konzerts war. Er nahm es als Symptom für das, was zu erwarten war. Er sieht die Musikkräfte sich regen und die Modernen sich hervorwagen — John Bitter glaubt an ein neues Emporblühen der ehemaligen Musikmetropole Berlin.

Aber er hält es auch für nicht unbedenklich, sich mit einer großen musikalischen Vergangenheit zu begnügen und Neuem zurückhaltend zu begegnen. Bitter hat die Neigung dazu bei deutschen Musikern nicht selten gefunden. Deutschland habe die großen Musikernamen, das Ansehen seiner Musik bedeute ein unerschöpfliches Kapital. Aber es solle dabei nicht ausruhen, sagte John Bitter.

Er jedenfalls bekannte sich zu allem schöpferisch Neuem. Er lobte die musikalischen „enfants terribles“, die rücksichtslos und unbedenklich Mutigen, die keine Angst haben vor Publikum und Kritik. Er tat es mit einem Enthusiasmus, den die Zuhörer mit lautem Beifall begrüßten.

Ueberhaupt: sein schlichtes, ganz unpräntiöses, menschlich sympathisches Auftreten gewann ihm sogleich die Herzen der Berliner. Mit der gleichen lebenswürdigen Ungezwungenheit und überlegenen Sachkenntnis beantwortete er nach dem Vortrag, was sie noch alles auf dem Herzen hatten. Es war nicht wenig.

THEATER

Pfiffe in der Comédie

Monsieur Obey ist gegangen

Monsieur André Obey, der Direktor der Comédie Française, ist zurückgetreten. Paris nahm die Nachricht mit jener Anteilnahme zur Kenntnis, die es für alles übrig hat, was mit der Comédie Française zusammenhängt.

In dieser Bühne verkörpert sich Frankreichs theatralische Kunst und auch ein Stück seiner Geschichte. Unter Ludwig XIV., Frankreichs pompösem Sonnenkönig, gründete Molière das Theater; Jean-Baptiste Poquelin, wie er mit bürgerlichem Namen hieß, der Schauspieler und Dichter, auf den die moderne französische Komödie zurückgeht.

Das Publikum hängt mit argusäugiger Treue an seiner Comédie Française. Man fühlt sich mit ihr verwachsen; Paris vor allem. Wenn klassische Stücke angekündigt sind, stehen die Leute viele Stunden da, um eine Karte zu bekommen. Während der Vorstellungen halten viele das Textbuch in der Hand und lesen nach, was sie hören, die schwungvoll rollenden Verse der französischen Klassiker.

Der Schauspieler, der sich eine Eigenmächtigkeit zuschulden kommen ließe, würde einen schweren Stand haben. Man wacht über jedes Wort und beklatscht mit frenetischem Beifall die Schauspielerin, den Schauspieler, die die Verse mit hinreißendem Flair deklamieren. Man hält an den



Mit Annie Ducaux' „Bérénice“ waren die Pariser nicht einverstanden

Traditionen fest, an Racine, Corneille, Victor Hugo darf nicht gerührt werden, jedes ihrer Worte gilt als unverletzlich.

Eben damit hing es zusammen, daß André Obey auf seinen siebenjährigen glänzenden Vertrag verzichtete. Das Publikum des bedeutendsten französischen Theaters hatte sich stürmisch dagegen aufgelehnt, daß die Ueberlieferungen der Bühne weniger geachtet worden waren, als der hergebrachte künstlerische Konservatismus erwartete.

Es waren Neuerungen eingeführt worden, die man als unerträglich empfand: